



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Auch ein Märtyrer für den Papst.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Auch ein Märtyrer für den Papst.

Im Sommer 1860 ließ die katholische Geistlichkeit in Poitiers Freiwillige für das Heer werben, welches unter Lamoricière den Rest des Kirchenstaats gegen die italienischen Unionisten zu vertheidigen, unter Umständen auch das Verlorengegangene zurückzuerobern bestimmt war. Unter andern Rekruten meldete sich bei dem mit diesem frommen Werk Vertrauten, einem Herrn von Courfac, der Tischlergesell Louis Gicquel aus der Bretagne. Sein Leumund war nicht tadellos, indeß man sah davon ab, und mit dem Segen des hochwürdigsten Herrn Erzbischofs versehen, wurde er mit den Uebrigen nach Civitavecchia eingeschifft und später der päpstlichen Armee einberleibt.

Einige Monate vergingen, die Schlacht bei Castelfidardo wurde geschlagen, und bald darauf langte bei jenen geistlichen Herrn zu Poitiers die Trauerbotschaft an, daß sie verloren worden. Unter den Briefen, die dies meldeten, war auch der folgende rührende Erguß des sterbenden Gicquel:

Tivoli, 6. October 1860.

Mein theurer Freund! Ich theile Ihnen mit, daß ich am rechten Beine verwundet, am linken von Kartätschenkugeln getroffen wurde. Ich sterbe mit der Hoffnung, Sie im Himmel wiederzusehen, der mein Vaterland ist. An die Erde darf ich nicht mehr denken; denn es ist um mich geschehn. Ich habe mein Blut für meinen Glauben versprigt, ich bin zufrieden und glücklich und hauche meinen letzten Athemzug aus mit dem Bewußtsein, daß ich meine Pflicht gethan und brav gehandelt habe. Ich sterbe und lasse unsre Sache in den Händen des Herrn, welcher unsre Waffenbrüder nicht verlassen wird. Den kurzen Augenblick, der mir übrig bleibt, benutze ich, um Ihnen durch einen meiner Kameraden schreiben zu lassen, der verwundet und gefangen ist wie ich. Grüßen Sie gefälligst zum Abschied in meinem Namen alle Freunde, und vergessen Sie keinen. Ich scheid von dieser Welt und habe keinen andern Kummer als den, daß ich unsre Sache überall so verlassen sehen muß, wie sie jetzt ist. Beten Sie für die Ruhe meiner Seele.

Ich bitte Sie, den Blutkuß empfangen zu wollen, den ich Ihnen schicke beim Abschied von dieser Welt, bis ich Ihnen einst im Himmel, unserm Vaterlande, den Friedenskuß geben werde, und bin jetzt, wo ich der Erde Lebewohl sage, sowie ich auch im Himmel verbleiben werde, Ihr ergebener Diener und Freund

Beten Sie zu Gott für mich.

Louis Gicquel.

Das klang sehr traurig, sehr betrübend. Noch betrübender für die Freunde

und Gönner des Unglücklichen, aber waren die Worte: „Todt! Todt! Todt!“ die man außen um das schwarze Siegel des Couverts las.

Er war dahin geschieden, der junge Märtyrer für den Glauben. Die Brüder von St. Rodoguedt in Poitiers empfanden die Verpflichtung, ihm eine Todtenmesse lesen zu lassen. Aber der Erzbischof kam ihnen zuvor, indem er aus eignem Antrieb zu Ehren des gefallnen Helden in der St. Rodoguedter Kirche einen feierlichen Gottesdienst anordnete. Derselbe wurde am Sonntag vorher an allen Hochaltären der Stadt verkündet, dann mit der großen Glocke eingeläutet. Die Welt sollte erfahren, wie die Kirche ihre Kämpfer ehrt. Am 30. October, neun Uhr Morgens sah man an den Stufen des Altars von St. Rodoguedt einen prächtigen Katafalk errichtet, das Chor war schwarz ausgeschlagen, fünf von den Pfarrern der Stadt, mehre Domherrn, zwei Generalvicare, eine Menge von Gläubigen, der hochwürdigste Erzbischof selbst bekündeten durch ihre Gegenwart, welche Achtung der Selige ihnen eingeflößt hatte. Die Todtenmesse wurde vom Pfarrherrn des Sprengels unter Assistenz zweier Vicarien gelesen. Alle anwesenden Freiwilligen der päpstlichen Armee antworteten tiefbewegt das Requiescat in pace! Dann betrat der Erzbischof von Poitiers die Kanzel und hielt eine Leichenrede, aus der wir die erbaulichsten Stellen mittheilen:

„Innigst geliebte Brüder!

Seit jenem Tage, wo wir einen feierlichen Gottesdienst begingen zum Gedächtniß derjenigen von unsern Brüdern, die im Kampfe für die heilige römische Kirche gefallen sind, ist uns eine neue Todesbotschaft zugegangen. Wir haben nicht gezögert, in dieser Pfarrkirche eine zweite Todtenfeier anzuordnen, und sind gerührt, Euch in so großer Anzahl versammelt zu sehen. Aber wir begnügen uns unsrerseits nicht mit dem Gebete, sondern glauben nur unsre Pflicht zu thun, wenn wir der Erinnerung an Louis Etienne René Gicquel unsre gerechten Huldigungen darbringen und jenes Freiwilligen der päpstlichen Armee feierlich gedenken, der am 7. d. M. an den Wunden gestorben ist, welche er im Streit für die Sache des Glaubens und des heiligen apostolischen Stuhls erhielt. Es handelt sich zwar hier blos um ein Kind des Volkes, um einen schlichten Handwerker; aber Ihr werdet nur um so mehr Achtung und Bewunderung für ihn empfinden, wenn ich Euch den Adel seiner Denkart, die Großherzigkeit seiner Gesinnung zeigen werde.

Geboren in jener echt katholischen und monarchisch gesinnten Bretagne, wo stets ein hoher Sinn wohnen wird, verbrachte Gicquel die Jahre seiner Kindheit und seiner ersten Jugend friedlich im Schatten der Kirche seines Heimathsorts, die seinen Landsleuten so theuer ist. Der Seelsorger seines Orts wird ihm das Zeugniß geben, daß er nie vom Pfade der Tugend und

der Pflicht abwich. Frühzeitig gewohnt, die saure Arbeit seines Vaters zu theilen, trieb er das Tischlerhandwerk, welches die Familie ernährte.“ — Der beredte Prälat schildert weiter, wie der selige Gicquel sein bescheidenes mütterliches Erbtheil verkauft, um die Schulden seines Vaters zu bezahlen, und dann eine Reise durch Frankreich antritt, „eine gefahrvolle Laufbahn, die er aber zurücklegt, ohne daß irgend etwas der Reinheit seines Herzens zu schaden, die Festigkeit seines Glaubens zu erschüttern vermag.“ — „Begabt mit jener geistigen Spannkraft, welche die Bretagner kennzeichnet, beschützt von dem Gelöbniß der Ehrenhaftigkeit, welches seine Mutter auf ihrem Todtenbette von ihm erhalten hatte, war er unzugänglich für alle jene verführerischen Lehren in Politik und Religion, welche heutzutage so viele aus dem Arbeiterstande begehren. Auf seinen Wanderungen mied er stets die Gesellschaft der Gottlosen und suchte den Umgang der Guten. Ueberall wo er einige Zeit sich aufhielt, erkannte man rühmend seinen braven, ordentlichen Lebenswandel, seine außerordentliche Mäßigkeit, seine Gewissenhaftigkeit und Ehrlichkeit, sowie sein tiefgefühlvolles Wesen an. — Aber vor allen Dingen war er ein echter Christ, ein Christ, welcher in sich das Bewußtsein seiner Würde trug, und welcher sich selbst achtete als ein Kind Gottes, als einen Bruder Jesu Christi, einen Bürger und ein Glied der heiligen Kirche Gottes, einen Erben des Himmelreichs. Er war stolzer auf diese seine Rechte als irgend ein Edelmann auf seine Abstammung, und er that recht daran. So hoch auch menschlicher Adel zu halten ist, er ist doch nur ein Abglanz im Vergleich mit dem Gnadengeschenk, welches uns in der Taufe ertheilt wird.“

Dieses innige und zarte Gefühl von dem Werth und der Pflicht des Christen ist es denn auch, was Louis Gicquel würdig macht, heute öffentlich in der Versammlung der Heiligen gepriesen zu werden. Er war nur ein junger unbekannter Mann, ein armer, gewöhnlicher Arbeiter, dazu bestimmt, nie eine Rolle in der Welt zu spielen. Weil er aber eine klare und bestimmte Ansicht hatte von den Rechten der Kirche, erhoben sich seine Anschauungen und sein Wollen zu einer Höhe, welche sich mit seiner Stellung und Erziehung nicht zu vertragen schien.

Der Nothschrei der heiligen römischen Kirche drang bis zu unserm jungen Bretagner. Er schenkte unsrer Stadt Poitiers das ehrenvolle Zutrauen, daß sie der zur Ausführung seines Vorhabens günstige Ort sei. Hier warteten seiner die vorschriftsmäßigen Prüfungen; denn mit Vorsicht, was man auch sagen mag, weisen wir stets den Eifer aller derer in die rechten Bahnen, welche die Sache des heiligen Stuhls zu der ihrigen gemacht haben. Man erforscht genau die Neigungen und Talente des jungen Arbeiters. Man zieht Erkundigungen bei seinem Weichwater ein. Auch die Priester unsers Sprengels

beobachten ihn und bemerken, daß seine Frömmigkeit und sein Glaubenseifer wachsen, wie seine Begierde und Ungeduld zunehmen, eingereiht zu werden in die Schaar der christlichen Streiter.

In dieser Gemüthsverfassung fand ich ihn, als ich das Glück hatte, ihn zu sehen und zu segnen. Nie werde ich den Ausdruck der Wonne vergessen, welcher auf seinem Gesicht strahlte, als er aufstand, nachdem er sich auf das Andächtigste und Demüthigste bekreuzt. Acht Tage später war er in Rom, und abermals zehn Tage später stand er dem Feind gegenüber und begann seine Laufbahn mit einem Siege.

Es ist eine auffallende Bemerkung, die man bereits oft gemacht hat, daß der Herr unter so vielen tapfern Streitern die reinsten und tugendhaftesten zu seinen Opfern auserkoren hat.“ —

Nun liest der hochwürdigste Redner den oben mitgetheilten rührenden Abschiedsbrief aus Tivoli vor und fährt dann mit einem Commentar zu „diesem politischen Testament des jungen Bretagners“, wie er das Schreiben nennt, in höherm Schwung fort:

„Ja er hat recht, der Sohn Gomenechs, das bretagnische Schreinerlein; die Sache des Papstthums ist seine Sache, es ist die Sache der ganzen Welt. O mein Sohn, du hast es nicht geahnt, aber auf deinem Todtenbette entäuertest du dich deiner natürlichen Gestalt und erwuchsest zu einem Helden, zu einem Riesen, indem du diese Worte sprachst: „Ich lasse unsre Sache in den Händen des Herrn“. Thomas von Canterbury*) unter dem Schwert seiner Henker hat kein größeres Wort gesprochen als dieses. Nun, mein Sohn, der Herr nimmt dein Vermächtniß an, er wird deinen letzten Seufzer erhören. Meine Brüder, von einem Sohn der Bretagne, der sein Blut für seinen Glau- ben vergossen hat und zum Himmel, seinem Vaterlande, sich aufschwingt, ergeht die Mahnung an die Könige, an die Kaiser, an die Völker, und wenn die Fürsten und Völker nicht darauf achten, wenn durch eine Verknüpfung von Umständen, die unsrer Zeit keine Ehre machen, die Cabinete Europa's sich nicht zu der Höhe des politischen und religiösen Testaments unsres Sterbenden von Tivoli aufschwingen können, gut dann, so bleiben der verlassenen Sache der Herr da droben und hienieden opferfreudige Seelen, deren Zahl größer und immer größer werden wird, wenn es sein muß, bis ans Ende der Tage. Und wenn die Zahl der Märtyrer voll sein wird, so wird der göttliche Zorn ihr Blut rächen, und das wird das Ende sein.

Du aber, junger Held, wenn Gott dich zu sich aufnimmt, wirst du unter uns nicht vergessen werden. Du thatest recht daran, unsrer gastlichen Stadt zu vertrauen, sie wird dir ihre Liebe auch nach deinem Tode bewahren. Poitiers,

*) Thomas Becket.

deine zweite Vaterstadt, deine Pflegemutter, weicht dir jetzt diese Thränen. Mein Wort macht manches Auge feucht; aber das genügt nicht. Wir wollen, daß an dem Hügel von Tibur, wo du schlummerst, nicht auf frischem Rasen und weich gebettet wie der Dichter, sondern in deinem blutigen Leichentuch, in dem Schweißtuch des Märtyrers — wir wollen, daß dort ein einfaches Denkmal dein Grab decke, und auf diesem Marmor werden die edelsten Namen unsrer Provinz nebst denjenigen mehrerer andern Söhne des Volks sich zu dem deinigen gesellen.“

In der That, eine schöne, eine salbungreiche Rede, die zweifelsohne die beabsichtigte Wirkung gethan hat. Zuerst Idylle, dann Tragödie, schließlich der offene Himmel! Schade nur, daß an dem Panegyrikus, den sie enthielt, auch nicht ein einziges Wort dem wahren Sachverhältniß entsprach. Es gibt in Frankreich neben dem Erzbischof von Poitiers eine kaiserliche Regierung, der mit der Predigt von St. Rodoguedt begreiflicherweise nicht gedient war. Es gibt dort ferner neben einem frommen und poetisch empfindenden Klerus eine sehr weltlich gesinnte und äußerst profaisch gestimmte Polizei, nüchterne Staatsanwälte und trocken urtheilende Richter. Es kommen endlich Fälle vor, daß Todte vor der rechten Zeit wieder lebendig werden, und daß besagte Polizei dies mißfällig vermerkt und als Angebühr der Bestrafung überantwortet.

Ein solcher fataler Fall war der unsrige, und in Folge dessen gab es am 26. October 1861, also kaum ein Jahr nach der Feier in St. Rodoguedt, in der Stadt Laval (Provinz Maine) vor dem Zuchtpolizeigericht eine Verhandlung, die wir als Seitenstück zu jener Feier in ihren Hauptmomenten mittheilen. Gegenstand derselben war wie dort Louis Gicquel, aber nicht der todte, sondern der lebendige. Redner war der Staatsanwalt, aber nicht als feuriger Panegyriker, sondern als kühler, bisweilen ironischer, stellenweise mali-tiöser Ankläger, das Ziel seines Vortrags statt eines Denkmals das Arbeits-haus, die Begleitung desselben durch das Publicum nicht Thränen der Rührung, sondern kaum verhaltenes Lachen — der fromme, mit allen Tugenden des wahren Christen geschmückte Jüngling des hochwürdigsten Erzbischofs von Poitiers hatte sich in einen nichtswürdigen Strolch, der Märtyrer in einen Gauner verwandelt. Die Beatificationspredigt von St. Rodoguedt war unter den Händen der Polizei zu einem Manöver geworden, das entweder ein unerhört dummer Streich oder eine unerhört freche Tendenzlüge war. Die Blamage der gegen den Kaiser conspirirenden Geistlichkeit war ungeheuer*).

Gicquel, der in Poitiers Heiliggesprochen, war der Sohn eines dem Trunk ergebnen Tischlers zu Guingamp in der Bretagne und schon in früher Jugend

*) Ausführlicheres über den Prozeß Gicquels enthält der 31. Theil des Neuen Pitaval (S. 57. bis 78), der seinerseits wieder aus Nr. 302 der „Independance belge“ vom Jahre 1861 schöpft.

selbst ein Trunkenbold. Daß er sein mütterliches Erbtheil verkauft, um die Schulden seines Vaters zu bezahlen, gehörte zu dem Flittergold, mit dem der hochwürdigste Redner in St. Rodoguedt ihm unverdientermaßen einen Heiligenschein angeklebt hatte. Sicquels Mutter starb ohne irgendwelche Hinterlassenschaft im Spital, sein Vater insolvent. Der Sohn dieses würdigen Paares ging bald darauf, unter dem Vorgeben Arbeit zu suchen auf die Wanderschaft. Er war aber kein Liebhaber vom Arbeiten, und so versiel er auf einen originellen Plan, um sich ohne Hobel sein Auskommen zu verschaffen.

Kaum ist unser Held in einem der nächsten Orte angekommen und hat einen Meister gefunden, so wirft er sein Werkzeug in den Winkel und begibt sich ins Pfarrhaus. Er ist Protestant und will sich zum Katholicismus bekehren. Der Curé nimmt ihn bereitwillig auf und beginnt ihm Unterricht zu ertheilen. Aber sein Brotherr bemerkt, daß er dabei zu Schaden kommt, er jagt den Neophyten weg, damit er sich wo anders die Thür zu einem neuen Leben aufschließen lasse.

Sicquel, der katholisch getauft und immer katholisch geblieben ist, zieht von dannen und versucht sein Glück anderwärts. Ueberall spielt er dieselbe Komödie. Die Worte: „Herr Curé, ich bin Protestant und wünsche dringend Katholik zu werden“ öffnen ihm die Thür des nächsten Pfarrhauses, und von Neuem fängt er an, den Katechismus zu lernen. Schon ist der Tag seiner Aufnahme in die alleinseligmachende Kirche festgesetzt, da jagt der Meister, bei dem er in Lohn steht, den trägen Gesellen, der lieber in der Pfarre sitzt, als hobelt und schnitzt, abermals weg, und noch einmal ist sein Plan vereitelt.

Nun wendet sich Sicquel in die Touraine nach Savigné, wo ihn der Curé alsbald aufnimmt, ihn und, wie es später in Poitiers heißen sollte, „die Bekenntnisse seiner großen Seele“. Anfänglich schien es in Savigné vortrefflich zu gehen. Der angebliche Protestant lernte fleißig, er wurde dem Erzbischof vorgestellt und hatte bereits eine vornehme Frau zur Pathe gewählt, die für die ihr erwiesene Ehre erkenntlich sein konnte. Da findet es der Pfarrer von Savigné, ein vorsichtiger Charakter, für gut, seinen Amtsbruder in Guingamp über den Convertiten zu befragen. Zu seinem Schrecken hört er, daß sein Zögling keineswegs Protestant, sondern ein Katholik, so echt er nur sein kann, ist. Sofort macht er Meldung bei dem Maire und der Neophyt wird eingesteckt. Dank einer Ordonnance de non lieu indeß kam Sicquel bald wieder frei.

Ob es ihm nun gelungen, einen oder den andern Pfarrer zu bethören, ist unbekannt, wie Alles, was zwischen seinem Unglück in Savigné und seinem Eintritt in die heilige Schaar des Herrn von Coursac liegt. Es ist für uns auch gleichgültig, mindestens ebenso gleichgültig, wie die Vergangenheit Sicquels trotz der gegentheiligen Versicherungen in der obigen erzbischöflichen Rede den Werbern in Poitiers gewesen zu sein scheint.

Man erinnere sich, wie sehr in der Leichenpredigt die Vorsicht gerühmt war, welche bei seiner Aufnahme unter die Rekruten des Herrn von Courfac beobachtet worden sein sollte. In Wahrheit verbielt sich ganz anders. Man verlangte von dem jungen Freiwilligen einen Schein über seine Befreiung vom französischen Militärdienst und ein Sittenzeugniß. Als er letzteres nicht aufzuweisen vermochte, wendete man sich an den Pfarrer seines Geburtsorts. Dieser weigerte sich, über den Leumund Gicquels Auskunft zu geben, was für jeden, der begreifen wollte, etwa so viel hieß, als: „euer Candidat des päpstlichen Zuventhums ist ein Taugenichts“. Die Herren in Poitiers wollten aber nicht begreifen. Man nahm den Verdächtigen an und gab ihm ein gutes Handgeld.

In der Leichenpredigt hieß es ferner, daß die Priester in Poitiers bemerkt, wie Gicquels Frömmigkeit und sein Glaubenseifer dort täglich gewachsen seien. Der Staatsanwalt dagegen sagt, auf die Acten gestützt: „Gicquel verwendete das Handgeld keineswegs zu ehrenvollen Zwecken. Er betrank sich oft bis zur Besinnungslosigkeit, brachte einen großen Theil des Tages in übelberüchtigten Häusern zu und nahm feile Dirnen mit in seine Wohnung.“

Die Leichenpredigt fuhr fort: „Acht Tage später war er in Rom, und abermals zehn Tage später stand er dem Feinde gegenüber und begann seine Laufbahn mit einem Siege.“ Der Staatsanwalt weiß es auch hier besser. „In Italien angekommen,“ bemerkt er, „betrug er sich so wenig musterhaft, daß er vor ein Kriegsgericht gestellt werden mußte. Man begnügte sich damit, ihn aus der Armee auszustoßen, er hat mithin an keinem Gefecht theilgenommen und nie Gelegenheit gehabt, die geringste Schramme zu bekommen.“

So enthält beinahe jeder Satz des Redners von Laval das entschiedenste Gegentheil von einem der Sätze des Predigers von Poitiers.

Gicquel war nicht gewillt, so ruhm- und aussichtslos nach Frankreich zurückzukehren. Er versuchte sich selbst zum Helden zu stempeln und schrieb zunächst an seine Gönner in Poitiers mehre Briefe, in denen er von seinen Kriegsthaten gegen die gottlosen Piemontesen berichtete, dann jene hochsinnige Epistel, die wir oben mittheilten, und die der Herr Erzbischof als politisches und religiöses Vermächtniß des bretagnischen Schreinerleins an die Fürsten und Völker der Erde bezeichnete.

„Gicquel“, so erzählt der Staatsanwalt weiter, „kehrte wohlbehalten und ohne Wunde nach Frankreich zurück. Er fing an, die Ereignisse, die sich zwar ohne ihn, aber doch in seiner Nähe zugetragen hatten, nach Kräften auszubenten, und verstand dies so gut, daß er, obwohl bereits im Januar dieses Jahres in Marseille gelandet, Mittel und Wege gefunden hat, sich bis zum April zu ernähren. Von Marseille begab er sich zunächst nach Guingamp. Dort aber fand er einen Oheim, der seinen Neffen kannte und sich durch seine Vorspiegelungen nicht täuschen ließ. Dieser Oheim sagte eines Tages zu ihm: „Mein Junge, zeige

mir doch einmal deine Narben.“ Gicquel antwortete: Es sei Sünde, sich vor jemand nackt zu zeigen, und als der Dnfel ihn wegen solcher unzeitigen Schamhaftigkeit auslachte und auf seinem Verlangen bestand, gab jener vor, der Arzt habe ihm verboten, seine Narben der Luft auszusetzen. Der Oheim ersah hieraus, daß sein Neffe, der von Kindesbeinen an ein Windbeutel gewesen, sich auch in Italien nicht gebessert habe.

Gicquel merkte, daß der Prophet in seinem Vaterland nichts gilt, und begab sich in Folge dessen wieder auf Reisen. Von nun an trifft man ihn fast überall, in Paris, in Mans, in Nogent-le-Rotrou, in Chartres, in Orleans, in Tours, kurz allenthalben macht er von sich reden. Wie verdient er sich seinen Unterhalt? Durch das Kartätschfeuer von Castelfidardo. Er wendet sich, wie billig, vorzüglich an die Geistlichkeit, doch verschmäht er auch nicht, an die Thür von Laien zu klopfen. Die rechten Thüren findet er in einer kleinen Schrift „Die Märtyrer von Castelfidardo“, welche er stets bei sich führt, genau bezeichnet. Daneben erinnert er sich auch seiner alten Gönner, z. B. der Pfarrer von Montfort und St. Mars la Brière, und weil er findet, daß diesen zu Ohren gekommen, er sei vor seinem Eintritt in die Reihen der päpstlichen Zuaven Protestant gewesen, ist er klug genug, zu erzählen, er habe vor der Einschiffung beim Erzbischof Pius von Poitiers das katholische Glaubensbekenntniß abgelegt.

Seine Lebensgeschichte bleibt sich bei allen seinen Erzählungen ziemlich gleich. Er ist päpstlicher Soldat gewesen und hat bei Castelfidardo mehre Wunden davongetragen. Bisweilen fügt er auch noch hinzu, daß Pius der Neunte ihm mit eigener Hand eine Tapferkeitsmedaille angeheftet habe. Zum Beweis dessen trägt er fast immer im Knopfloch eine römische Decoration. In Laval gibt er sich sogar für den Adjutanten des Generals Lamoricière aus, von dem er sagt, daß er sich in La Trappe befinde.

Durch solche Künste erswindelte sich Gicquel ziemlich bedeutende Summen Geldes, die er dann in liederlicher Gesellschaft durchbrachte. Eine bei den Acten befindliche Correspondenz des in Poitiers Heiliggesprochenen mit einer öffentlichen Dirne kennzeichnet die Lebensweise und die Sitten desselben.

Der Staatsanwalt beantragte nach dem Verhör des Angeklagten, der sehr feck auftrat, und nach dem Schluß der Zeugenaussagen, „in Anbetracht, daß die Thatfachen klar vorliegen“, ohne Weiteres die gesetzliche Strafe. „Man wäre fast versucht zu lachen,“ so schloß er seinen Vortrag, „wenn es nicht so betrübend wäre, durch solch einen Menschen Worte entweiht zu sehen, die nur für die Edelsten und Besten bestimmt sein sollten, und zu bemerken, wie man aller Klugheit und Mäßigung gänzlich ermangelnd, dem Volke einen liederlichen Bummel, einen Gauner als Muster und Inbegriff jeglicher Tugend und wahrhaft christlichen Heldemuths darstellt, kurz, wie man Grund zu Lobsprüchen zu finden und das Lob an den Mann zu bringen versteht, wenn man durchaus loben will.“

Der Vertreter des Gesetzes faßte somit den Grund, auf dem die Rede seines hochwürdigsten Vorgängers in der Charakterisirung Gicquels beruhte, nicht als Gefäuschtsein, sondern als Absicht zu größrer Ehre Gottes zu täuschen auf, was beiläufig in Sachen des Papstes gegen die böse Welt von den Vertheidigern des erstern nicht bloß in diesem Fall geschehen ist.

Gicquel hatte keinen Vertheidiger. Er beschränkte sich auf Lügen, die er gelegentlich durch Versicherungen seiner Ergebenheit für den heiligen Vater und den Kaiser unterbrach. Er sei bereit, erklärte er zum Schluß, sein Blut für den Stellvertreter Jesu Christi und für Napoleon den Dritten zu verspritzen. Der Gerichtshof verurtheilte ihn nach kurzer Berathung zu fünfzehn Monaten Ge-

fängniß, einer Geldstrafe von fünfzig Franken und fünfjähriger polizeilicher Ueberwachung.

Notiz.

Was doch auch dem ruhigsten Staatsbürger bisweilen passiren kann! Vor einiger Zeit erlaubte sich d. Bl. — natürlich nur ganz beiläufig, beinahe zufällig — die Meinung zu äußern, der Titel der sogenannten „Wissenschaftlichen Beilage“ der Leipziger Zeitung scheinete nicht gut gewählt. Unsere Bemerkung nahm nicht mehr als drei kurze Zeilen ein. Harmlos verschwiegen wir den sich uns aufdrängenden Gedanken, daß es richtiger sein würde, das „Wissenschaftliche“ künftig wegzulassen, und das Wort „Beilage“ in Zulage zu verwandeln. Aber schon jene einfache Aeußerung hat — vermuthlich las man sie unvorsichtigerweise bei zu heißem Wetter — an der betreffenden Stelle zu unserem Bedauern stark echaußirt und schweres Unheil angerichtet. Sie hat die „Wissenschaft“ der Sogenannten zu einer großen, langathmigen kritischen Kraftentladung veranlaßt, über die man beinahe erschrecken könnte, zumal die Ausdrücke, in denen sie sich bewegt, offenbar der Erbschaft des seligen „Reiseisens“ entnommen sind. Frau „Wissenschaft“ überschüttet uns und unsern alten Freund Justian Schmidt aus den Schalen ihres Jorns mit einem wahren Sturzbad unbehaglicher Bezeichnungen. Sie erklärt uns und unsern Freund schließlich mit dürren Worten für vernichtet. Sie wird uns künftig einfach den Mund verbieten, u. s. w. u. s. w.

Was wird der ruhige Staatsbürger zu solcher Erhitzung sagen? Wir bemerken darauf in aller Bescheidenheit und selbstverständlich nur zur Beruhigung unsrer Freunde und Gönner, daß wir zwar jetzt eingesehen haben, wie gefährlich es ist, den Leu zu wecken, daß aber die starke Constitution der „Grenzboten“ den Grimm dieser Heimsuchung vollkommen gesund überlebt hat. Dann, daß wir auch ferner der Ansicht zu huldigen gedenken, jener anspruchsvolle Titel sei bisher durch den Inhalt des Blattes nicht gerechtfertigt. Endlich, daß wir uns hierbei des stillschweigenden Einverständnisses aller respectablen Leute versichert halten. Das Mundverbieten werden wir abwarten.

Zu einer weitem Aeußerung über die gedachte journalistische Gallenerplosion können wir uns nicht herbeilassen. Einem Blatt von anständigen Manieren und einigem Ansehen in der guten Gesellschaft würden wir vielleicht antworten. Der „Wissenschaft“ der Leipziger Zeitung aber fehlt es, obwohl sie aus dem artigen und intelligenten Sachsen gebürtig ist, in betäubendem Grade sowohl an jenen Manieren als an diesem Ansehen, und so bleibt uns ihrem Zanken gegenüber nur der melancholisch lächelnde Gleichmuth übrig, den der Mond über dem ihn anbellenden Hofmoss, der Mann von Lebensart vor Unmündigen und Unzurechnungsfähigen, etwa vor polsternden Hausknechten oder keifenden Kindermuhmen, zu zeigen pflegt.

Diese letzten Worte enthalten, wie sich aus dem Vorhergehenden klärllich ergibt, keinerlei Persönlichkeit. Sie sind nur so figurlich gemeint, so zu sagen Pickwickarisch gesprochen. Und sie sind überhaupt die letzten in dieser Sache.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moriz Busch.

Verlag von F. V. Herbig. — Druck von C. C. Elbert in Leipzig.